

Helfer im Verborgenen, Retter jüdischer Menschen in Südwestdeutschland, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Laupheimer Gespräche 2009), Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2012. 249 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-8253-6048-1. € 14,-

In diesem 2012 vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg vorgelegten Tagungsband sind die Beiträge der Laupheimer Gespräche 2009 versammelt, die dem Thema „Helfer im Verborgenen“ gewidmet waren, einer Form des Widerstands gegen das Nazi-Regime, die immer noch im Schatten des politischen Widerstands steht. Die Frage nach Hilfe für verfolgte Juden ist in der Nachkriegszeit lange verdrängt oder marginalisiert worden. Erst Steven Spielbergs Film „Schindlers Liste“, der 1993 in die Kinos kam, konnte das Interesse einer breiten Öffentlichkeit an solchen stillen Helfern wecken (S. 169).

Die Referate schlagen einen weiten Bogen: Von Helfern für Verfolgte in Baden und in Laupheim (Angela Borgstedt, Hilfe für Verfolgte in der Region – „Stille Helden“ in Baden, S. 63–77; Rolf Emmerich, Helfer der verfolgten Laupheimer, S. 113–134) über den Kreis um den Stuttgarter Industriellen Robert Bosch (Joachim Scholtysek, Rettungswiderstand und Judenhilfe beim Stuttgarter Unternehmen Robert Bosch, S. 93–111), den Fluchthelfern in die Schweiz (Alfred Georg Frei, Von Singen in die Schweiz – Die filmische Rekonstruktion der Flucht von Jizchak Schwersenz und die Nachgeschichte des Nationalsozialismus, S. 79–91), den Netzwerken württembergischer Pfarrhäuser (Kurt Oesterle, „Nur wer für die Juden schreit, darf gregorianisch singen“ – Ein Porträt des Pfarr-Ehepaars Richard und Hildegard Gölz, S. 137–150) bis hin zum KZ-Kommandanten aus dem Schwarzwald (Johannes Winter, Erwin Dold – Ein KZ-Kommandant als Retter, S. 153–165). Joel Berger erläutert die hebräischen Begriffe Pikuach Nefesch (Lebensrettung) und Chasside Umot ha-Olam (Helfer im Verborgenen) und erinnert an drei Lebensretter, die ihn in seinem Leben besonders beeinflusst haben (Helfer im Verborgenen, S. 51–60). Die Klammer bilden die Beiträge von Angelika Königseder (Solidarität und Hilfe – Rettung von Juden vor nationalsozialistischer Verfolgung, S. 21–34) und Beate Kosmala (Gedenkstätte Stille Helden – Ein Erinnerungsort in Berlin, S. 167–189).

Alle Beiträge lassen erkennen, dass es eine „idealtypische Helferpersönlichkeit“ nicht gibt (S. 30). Denn die Helfer stammten aus allen Gesellschaftsschichten, hatten die unterschiedlichsten politischen und religiösen Einstellungen, es finden sich darunter junge Menschen und alte, Frauen und Männer. Sie handelten allein, zu zweit oder in (überregionalen) Netzwerken. Auch die Motive unterscheiden sich: Handelten die einen aus christlicher Nächstenliebe und Überzeugung heraus, war es für andere ein Akt politischer Opposition gegen das Regime. Einige wurden eher zufällig zum Helfer, andere aus eigennützigen Motiven und gegen Geld- oder Sachleistungen. Auch für die eigentliche Hilfe gab es eine große Bandbreite. Sie reichte von Geld- oder Sachspenden über das Ausstellen von Affidavits (Bürgschaften) und dem Besorgen falscher Pässe bis hin zur Aufnahme von Verfolgten und zur Hilfe bei der Flucht. Gemeinsam aber, so Harald Welzer, war allen Helfern, dass sie Handlungsspielräume dort wahrgenommen haben, wo andere keine sahen (S. 39) – oder, so darf man wohl ergänzen – nicht sehen wollten.

Man erfährt in diesem lesenswerten Band sehr vieles, auch Anrührendes, über die Taten mutiger Menschen, die sich nicht einschüchtern ließen, Haftstrafen oder ihr eigenes Leben riskierten, um andere Leben zu retten. Jedoch bleibt nach der Lektüre auch die bittere, ja beschämende Erkenntnis, dass die Helfer im Verborgenen tatsächlich in doppelter Hinsicht so genannt werden können: Während der Nazi-Zeit durften sie nicht entdeckt werden, mussten sie zwangsläufig im Verborgenen bleiben. Nach 1945 aber, in der frühen Bundes-

republik, blieben sie weiterhin im Verborgenen, gerieten sie – absichtlich? – in Vergessenheit. Es war offensichtlich nicht opportun, an diese „stillen Helden“ und ihr widerständiges Verhalten zu erinnern, weil, so Angelika Königseder, dadurch das „Argument der Mehrheitsgesellschaft, die die Verfolgung der jüdischen Nachbarn widerspruchslos hingenommen oder sogar davon profitiert hatte, man habe nichts machen können“, in Frage gestellt worden wäre (S. 23). Die erste öffentliche Anerkennung für die Helfer im Verborgenen kam in den 1970er Jahren, spät, für viele sicherlich zu spät. Die Berliner Gedenkstätte Stille Helden eröffnete im Oktober 2008.

Gudrun Emberger

Jüdische Kindheit und Jugend, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Laupheimer Gespräche 2011), Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2012. 233 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-8253-6053-5. € 14,-

Mit der Geschichte und Gegenwart jüdischer Kindheit und Jugend beschäftigten sich die vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg und der Stadt Laupheim veranstalteten Laupheimer Gespräche im Jahr 2011.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1933 war jüdische Kindheit weitgehend eine deutsche Kindheit. Guy Stern, 1922 in Hildesheim als Günther Stern geboren, resümiert in seinem Beitrag: Bisweilen kommt der Knabe mich besuchen, der einst nach meinem Namen hieß (S. 87–103), er verstehe sich „als einen Menschen jüdischen Glaubens und jüdischer Kultur, der in ein Umfeld deutscher Sprache und Kultur hineingeboren wurde und der die prägendsten Jahre seiner Kindheit und Jugend in diesem damals für ihn in keiner Weise kontroversen Ambiente verbracht hat“ (S. 103). Im November 1938 jedoch wurden jüdische Kinder endgültig aus öffentlichen Schulen vertrieben. Damit war der im 18. Jahrhundert begonnene Versuch eines auf Gemeinsamkeit angelegten Unterrichts von Juden und Christen beendet (S. 11). Noch nie zuvor, so Paula Lutum-Lenger in ihrer Einführung, war eine jüdische Generation in Deutschland so integriert gewesen – „um so härter war sie daher von der Abruptheit und Radikalität der Ausgrenzung betroffen“ (S. 19).

Die Auswirkungen dieses Umbruchs werden besonders deutlich in den Beiträgen von Martin Ruch („Und bin auch ich knapp der Deportation entgangen“ – Jüdische Kindheit und Jugend in Offenburg vor und nach der Machtergreifung 1933, S. 49–85) und Angelika Rieber („Aber mein Selbstbewusstsein habe ich nicht verloren“. Jüdische Kindheit und Jugend – Lebenserinnerungen als Zugang, die Vergangenheit und sich selbst besser zu verstehen, S. 133–181), in denen Lebenserinnerungen ausgewertet wurden. Ihre Kindheit in Offenburg empfanden viele ehemalige jüdische Mitbürger in der Rückschau als eine glückliche Zeit. Die Jahrzehnte vor 1933 waren geprägt von gegenseitiger Toleranz, und Freundschaften zwischen jüdischen und nichtjüdischen Kindern gehörten zur Normalität. Dieses harmonische Miteinander änderte sich ziemlich schlagartig mit der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933. Es ist erschreckend zu lesen, wie schnell aus Freunden Feinde werden konnten. So schildert beispielsweise die bei ihren Schulkameraden allseits beliebte Arzttochter Dorothea Wiegand, wie sie sich nach der Machtergreifung in der Schule als „Judensau“ beschimpfen lassen musste, vor der sich Freunde und Freundinnen sehr bald ganz zurückzogen (S. 70).

Den aufgezungenen Schulwechsel an jüdische Schulen sahen die einen Kinder als Befreiung, andere empfanden es nur als Belastung, wie Angelika Rieber vielen Zeitzeugengesprächen, die sie in Frankfurt führte, entnehmen konnte. Prägende Erfahrungen in der